

Roman



Die Andrej
Kugel Kurkow
auf dem Weg
zum Helden

HAYMON

HAYMONeBOOK

Andrej Kurkow

Die Kugel auf dem Weg zum
Helden
Roman

Aus dem Russischen von Claudia Dathe

Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Titel](#)

[Liebe Leserinnen und Leser!](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Kapitel 25](#)

[Kapitel 26](#)

[Kapitel 27](#)

[Kapitel 28](#)

[Kapitel 29](#)

[Kapitel 30](#)

[Kapitel 31](#)

[Kapitel 32](#)

[Kapitel 33](#)

[Kapitel 34](#)

[Kapitel 35](#)

[Kapitel 36](#)

[Kapitel 37](#)

[Kapitel 38](#)

[Kapitel 39](#)

[Kapitel 40](#)

[Kapitel 41](#)

[Kapitel 42](#)

[Kapitel 43](#)

[Kapitel 44](#)

[Kapitel 45](#)

[Kapitel 46](#)

[Kapitel 47](#)

[Kapitel 48](#)

[Kapitel 49](#)

[Kapitel 50](#)

[Kapitel 51](#)

[Kapitel 52](#)

[Kapitel 53](#)

[Kapitel 54](#)

[Fußnoten](#)

[Andrej Kurkow](#)

[Zum Autor](#)

Impressum

Weitere E-Books aus dem Haymon Verlag.

Liebe Leserinnen und Leser!

Alle Helden meiner fantastischen Sowjet-Trilogie – darunter der Volkskontrolleur Pawel Dobrynin mit seinem unersetzlichen Gehilfen Dmitrij Waplachow, der Papagei Kusma mit seinem Halter Mark Iwanow, die fleißigen und überehrlichen Bewohner und Angestellten des Moskauer Kreml, der Engel, der aus dem Paradies in die Sowjetunion geflohen ist, der Schuldirektor Wassilij Banow, der nicht nur in Erfahrung gebracht hat, dass Lenin noch am Leben ist, sondern sich sogar mit ihm angefreundet hat und zu ihm auf die Kremlwiesen gezogen ist –, sie alle, so hoffe ich, sind Ihnen genauso ans Herz gewachsen wie mir.

Sie haben über viele lange Wintermonate hinweg Pawel Dobrynin im wilden sowjetischen Norden begleitet, der auf eine geologische Expedition gestoßen war, die Gold suchen sollte. Was die Geologen fanden, war jedoch kein Gold, sondern Fleisch von urzeitlichen Mammuts. Das Fleisch erwies sich schließlich für das Land nützlicher als Gold, da inzwischen der Zweite Weltkrieg ausgebrochen war und die gegen den Faschismus kämpfenden Soldaten an der Front versorgt werden mussten.

Mit dem Papagei Kusma und seinem Halter Mark Iwanow haben Sie verschiedene Frontorte besucht, an denen der Papagei in den Feuerpausen vor den Soldaten der Roten Armee auftrat und ihren Kampfgeist mit patriotischen Gedichten zu heben versuchte. Während eines dieser Auftritte wurde der Papagei bei einem Angriff von einem

Granatsplitter getroffen und infolgedessen in die Tierklinik des Kreml für sowjetische Heldentiere eingeliefert.

Nach erfolgreicher Behandlung setzten Kusma und sein Halter die Auftritte fort, nun allerdings im Hinterland. In einer Vorstellung leistete sich Kusma einen politisch riskanten Versprecher und kam in den Gulag. Sein Halter und treuer Freund Mark Iwanow wollte ihn nicht allein lassen und folgte ihm ins Gefängnis, wo er mit einer für ihn völlig neuen Wirklichkeit konfrontiert wurde, von deren Existenz er bis dahin nichts wusste. Aber auch dort lernen Mark und der Papagei zu überleben.

Der Engel, die Dorflehrerin Katja - in die sich der Engel verliebt hat und die seine Gefühle erwidern würde unter der Bedingung, dass der Engel sagt, es gebe keinen Gott - und all die geflohenen Bauern, die mit dem Engel das Neue Gelobte Land aufbauen, haben vom Krieg nichts mitbekommen. Denn sie haben sich eine parallele Wirklichkeit errichtet, in die man aus der sowjetischen Realität fliehen kann. Aber die Siedler des Neuen Gelobten Landes selbst sind es, die der Errichtung des Paradieses im Wege stehen, weil sie solche wichtigen Begriffe wie »Gerechtigkeit« und »Glück« falsch verstehen.

In diesem Band nun ändert sich vieles: Wird es für unsere Helden gut ausgehen?

Geboren wurde ich in der Sowjetunion, dem mystischsten Land der Welt, und hier habe ich auch den Großteil meines Lebens verbracht. Noch vor ein paar Jahren schien es mir, als hätte die Sowjetunion aufgehört zu existieren, und

damals hielt ich es für wichtig, die einzigartigen Facetten dieses politischen und sozialen Experiments für die Nachwelt festzuhalten, eines Experiments, aus dem eine neue Gesellschaft von lauter ehrlichen und fleißigen Menschen entstehen sollte, in der weder Nationalität noch andere Kategorien eine Rolle spielen sollten, getrennt von der übrigen Welt durch den Eisernen Vorhang und getragen von der Vision des »Kommunismus in einem Land«. Heute können wir beobachten, dass in der ukrainischen Nachbarschaft, im riesigen Russland, das alte gescheiterte Gefüge allmählich durch etwas Neues ersetzt wird. Etwas, das die Sowjetvergangenheit zurückholen will.

Lange Zeit war die Sowjetmentalität für mich ein rätselhaftes Phänomen. Das änderte sich erst mit dem Verfassen der Trilogie. Ich habe diese drei Romane mit dem ehrlichen Russen Dobrynin, dessen Name so viel bedeutet wie »der Gutes leistet«, geschrieben, um die sowjetische Geschichte und die sowjetische Mentalität zu verstehen. Längst nicht alle Begebenheiten in dem Buch sind Fiktion. Genauer gesagt ist alles Fiktive darin die logische Fortsetzung der sowjetischen Wirklichkeit. Dazu gehört zum Beispiel die Suworow-Militärakademie, in die häufig Waisenkinder aufgenommen wurden, um sie zu Patrioten zu erziehen, die allzeit bereit waren, ihr Leben nicht nur für die Heimat, sondern auch für sinnlose und verbrecherische Vorhaben zu opfern. Dazu gehören auch sowjetische Helden wie Oleg Koshewoi und Soja Kosmodemjanskaja, Ikonen der sowjetischen Ideologie, denen es nachzueifern

galt. Sie sind im Zweiten Weltkrieg während der Besatzung im Kampf gegen die Faschisten ums Leben gekommen. Zwar sind die genauen Umstände ihres Todes nicht bekannt, aber unter Abertausenden von Gefallenen wurden sie und einige andere als Vorbilder für kommende Sowjethelden in kommenden Kriegen erwählt.

Dazu gehört aber auch die Mutter Heimat, die ihre Augen und Ohren überall hat. Sie war der sowjetische Gott, der Jesus und die Mutter Gottes ersetzte und zum wichtigsten »heidnischen« Denkmal des Landes wurde. In jeder größeren Stadt stand eine Mutter Heimat, noch heute überragt sie Städte wie Wolgograd, das frühere Stalingrad, und auch Kiew. Aber während die Mutter Heimat in Kiew längst kein Gott mehr ist, wird ihr in Wolgograd und anderen Städten Russlands weiterhin geopfert.

Die ersten Millionen von Opfern wurden der Mutter Heimat gebracht, als es noch keine Denkmäler für sie gab. So starben Hunderttausende sowjetischer Gefangener an Hunger und Krankheiten beim Bau des Belomorkanal, des Weißmeer-Ostsee-Kanals. Auch in den Gulags, von denen sich viele in Sibirien und Kasachstan, so etwa in Kustanaj und Karaganda, befanden, kamen Millionen unschuldiger, deportierter Menschen zu Tode.

Noch immer gibt es in den ehemals sowjetischen Gebieten Teile der Bevölkerung, die stolz auf die sowjetische Vergangenheit sind, ihre Stalin-Porträts unter der Couch hervorziehen, ihre Wohnungen damit schmücken oder sie auf Demonstrationen zeigen. Das Sowjetische ist

noch nicht Geschichte. Aber um die Geschichte der Sowjetunion dreht sich mein Roman. Er thematisiert den früheren Stolz, die Mentalität, die Vorgeschichte, die auch echte Genies hervorbrachte, wie etwa den Mechaniker und Erfinder Iwan Kulibin (1735–1818). Er erfand viele nützliche mechanische Geräte, von denen allerdings kein einziges gebaut wurde, da der Zarenhof die Finanzierung ablehnte. Stattdessen finanzierte der russische Hof Kulibin den Bau von mechanischen Spielfiguren und Uhren.

Sie, meine lieben Leserinnen und Leser, wissen indessen, dass Sie es hier nicht mit einem historischen Roman zu tun haben, sondern in erster Linie mit einem Märchen, in dem das »sowjetische Gute« gegen das »sowjetische Böse« kämpft und manchmal siegt, in dem das Gute überwiegt, in dem die Welt reich, bunt und verlockend ist, auch wenn überall Gefahren lauern. Lassen Sie sich also ein auf den dritten und letzten Teil der Trilogie! Im Ernstfall stehe ich Ihnen zur Seite. Und nicht nur ich, sondern auch meine Übersetzerin Claudia Dathe, die nicht vor den Stolpersteinen der sowjetischen Geschichte und der russisch-sowjetischen literarischen Traditionen, die ich im Roman verschiedentlich parodierte, zurückgeschreckt ist.

Nicht zuletzt sei meinem Verleger Markus Hatzer gedankt, dessen Verdienst es ist, dass diese Romantrilogie, an der ich neun Jahre geschrieben habe und die ich für eines meiner besten Werke halte, den Weg zu Ihnen gefunden hat.

Andrej Kurkow

Kapitel 1

Die Zeit ist – wie auch die Kugel – rund und hat keine scharfen Kanten. Sie ist klar und natürlich, wie auch die Kugel kreist sie um den Erdball und fliegt tags als klare Luft, nachts als undurchdringliche Schicht an der Erdoberfläche dahin.

Die Zeit läuft gemächlich. Ohne Eile. Weiter und weiter. Nur die Kugel, die die Zeit ein ums andere Mal einholt, mit ihr und doch um ein Vielfaches schneller fliegt, nur die Kugel drängt voran, hin zu ihrem Ziel. Zu ihrem sehnlichsten Traum – zum Körper des Helden –, um in ihn einzudringen und dort steckenzubleiben, zu erkalten und die Restwärme des gerinnenden Blutes aufzunehmen, sich darin einzuhüllen und zum künstlichen Dotter eines gestockten toten Eis zu werden, in das sich jeder Körper verwandelt, der sein Leben ausgehaucht hat.

Nach dem Krieg sind die Nächte dunkler geworden, dunkler und verlassener. Kaum jemand tritt bei Schlaflosigkeit vor die Tür, um zu rauchen, sodass der Lichtpunkt einer Zigarette aufglimmt. Wie ein Falter wird die Kugel von einem solchen Lichtpunkt angezogen. Aber der Erfolg bleibt ihr versagt. Als würden die wahren Helden nachts nicht rauchen!

Wer ist eigentlich dieser wahre Held, nach dem der desertierte Ex-Engel die Kugel auf die Suche geschickt hat? Der Engel hat einfach die Hand ausgestreckt, ein paar Worte verloren und ist seiner Wege gezogen. Und der Kugel bleibt nun nichts anderes übrig, als bei Regen, bei

Schnee, bei Matsch, kurz gesagt bei Wind und Wetter zu fliegen und einen Helden zu finden! Gäbe es Helden in Hülle und Fülle, wäre das für die Kugel nicht weiter schwierig. Aber entweder sind alle Helden schon von anderen Kugeln getroffen worden, oder es hat sie nie gegeben. Woran es auch liegen mag, die Kugel fliegt weiter und weiter. Und die Zeit bleibt zurück. Die vergangene Zeit. Die zukünftige steht noch aus. Aber was soll die Kugel mit der Zukunft? Die Kugel zielt ja nicht auf das Leben! Strebt nicht ins All wie die heldenhaften Kosmonauten.

Der anbrechende Tag überzieht die noch schlummernde Erde mit Morgenstrahlen. Die Hähne krähen in einem fort. Ihr Krähen bricht in den Luftraum über den Dörfern und Städten ein und treibt den Staub an, den die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen nur sichtbar macht, wenn sie frisch und morgenklar scheint und noch nicht glüht wie das Feuer in einem Hochofen.

Der erste Traktor fährt aufs Feld, sein Motor heult auf, als wollte er den Hahnenschrei verlängern, und ergänzt so das Klangbild der erwachenden Erde. Das Tor quietscht und an den Brunnen scheppern die Blecheimer. Der Pilot in seinem Fluggerät schlägt Schneisen in das fügsame Himmelsgewebe.

Und zwischendrin, zwischen dem Flugzeug und der erwachenden Erde, auf der sich allerlei kleine Teilchen bewegen, fliegt die Kugel. Weiter hinunter möchte sie nicht, weil sie sich da unten keinen Sieg erhofft. Und nach oben zieht es sie nicht, denn bei ihren gelegentlichen

Versuchen, die Eisenhaut eines Flugzeugs zu durchstoßen und den dahinter verborgenen Menschen zu treffen, hat sie schon mehrfach Schaden genommen.

Der Militärflieger vollführt plötzlich ein Flugkunststück, das Fass, und streift die Kugel beinahe mit seiner Tragfläche. Sie entkommt nur knapp und rast vor dem Flugzeug davon, stürzt zur Erde hinab. Unten auf der Erde ist es weniger aufregend. Und das Leben ist kaum geschützt. Aber wie sie in dieser Schutzlosigkeit den einen Helden finden sollte, blieb für die Kugel ein Rätsel.

Kapitel 2

Der Winter im Neuen Gelobten Land war klirrend kalt. Nachts heulten Schneestürme um die Menschenställe, und wenn die Bewohner auch tatsächlich eingeschlafen waren, zitterten sie doch im Schlaf und erwachten ein ums andere Mal vom eigenen Zittern.

Selbst tagsüber gingen sie ohne Not nicht vor die Tür. Hätten sie in einer Senke gelebt, wären die Stürme vielleicht milder ausgefallen und die Windböen hätten weniger an ihren hölzernen Behausungen gezerrt. Aber da oben auf dem Hügel, dem Himmel zu, hatte der Wind so viel Raum und Kraft, dass er spielend einige, vielleicht sogar alle Häuschen im Neuen Gelobten Land umpusten konnte. Davor hatten die Bewohner große Angst.

Der Engel wollte sich nach der Nacht aufwärmen und setzte sich an den nächstgelegenen Ofen. Dort saßen bereits Bäuerinnen, Bauern und frühere Rotarmisten, in Gedanken versunken, und wärmten sich. Ab und zu seufzte jemand, und alle anderen stimmten in das Seufzen ein.

Der Holzvorrat nahm zusehends ab, weswegen der bucklige Buchführer verfügt hatte, sparsam anzuheizen, später nachzulegen und nicht gleich ein Feuer für den ganzen Tag zu machen.

Der Engel saß da und dachte an seine Freunde, mit denen er sich gern unterhielt und die er zwei Wochen nicht gesehen hatte. Es waren tatsächlich schon zwei Wochen vergangen, seit er Sachar, den Ofensetzer, und den einhändigen Pjotr zum letzten Mal besucht hatte. Er sehnte

sich nach einem Treffen, nach einer Unterhaltung über dieses und jenes und nach einem leckeren Stück Rauchfleisch. Bei dieser Vorstellung entfuhr dem Engel ein tiefer Seufzer. Weitere Seufzer waren die Antwort. Der Engel lauschte auf den Schneesturm. Das Heulen schien schwächer geworden zu sein. Er stand auf und legte das Ohr an die Tür. Dann öffnete er sie einen Spalt breit und spähte mit einem Auge hinaus. Draußen war es funkelweiß, die Luft war eisig und messerscharf, sie zwickte in die Wange. Der Engel schloss die Tür und überlegte. Dann lieh er sich von einem Bauern einen Pelz und verließ den Menschenstall.

Die Kälte brannte im Gesicht, aber der Engel fand es erfrischend. Er lief den Hügel hinab, auf Sachars Haus zu. Unter seinen Füßen knirschte der Schnee, und auch die Luft schien zu knirschen.

Unten angekommen, klopfte er ans Fenster. Kaum hatten sich die drei an den Tisch gesetzt und das Fleisch angeschnitten, hob der Sturm von neuem an.

»Halb so schlimm«, sagte Sachar, »du kannst hier bleiben, solange der Sturm tobt. Bei uns ist es doch sicher wärmer als bei euch im Menschenstall, oder?«

»Ja«, sagte der Engel.

Draußen heulte der Sturm, drinnen unterhielten sich der Engel, Pjotr und Sachar und aßen Rauchfleisch. Das Fleisch war fester als sonst, es stammte aus den Vorräten. Wegen des Wetters war Sachar kein frisches Fleisch geliefert worden, die Räucherammer hatte er trotzdem

ordentlich geheizt, denn sein Holzvorrat war üppig, zudem war er an die Wärme gewöhnt und mochte sich nicht umstellen, auch wenn's vielleicht Verschwendung war.

Schnell brach die Dunkelheit herein und Sachar zündete eine Kerze an.

»Hör mal, Engel«, fragte Pjotr, »wofür braucht man eigentlich den Winter? Wozu ist er gut?«

„Ja, wozu eigentlich?“, überlegte der Engel. „Wenn der Winter zu etwas gut wäre, müsste es ihn doch auch im Paradies geben. Aber dort ist immer Sommer.“

»Ich weiß es nicht«, gestand der Engel nach einigem Nachdenken.

»Aber ich weiß es«, sagte Sachar. »Um die Menschen vom Bösen abzuhalten.«

»Und wie kann der Winter die Menschen vom Bösen abhalten?«, wollte Pjotr wissen.

»Durch die Kälte«, sagte Sachar. »Jemand plant eine böse Tat, führt sie aber nicht aus, weil er bei Eis und Schnee nicht vor die Tür will.«

Der Engel dachte über die Worte des Ofensetzers nach und die Ausführungen leuchteten ihm ein. So ließ sich auch erklären, warum es im Paradies keinen Winter gab, denn da dort keiner dem anderen etwas Böses wollte, musste auch niemand vom Bösen abgehalten werden. Also war der Winter überflüssig.

Sie redeten noch lange und gingen dann schlafen.

Am Morgen wurden sie von einem Klopfen am Fenster geweckt.

»Eh, Sachar, ist der Engel zufällig hier?«, fragte jemand.

Sachar und der Engel standen auf. Gingen zum Fenster. Versuchten zu erkennen, wer da nach dem Engel fragte, aber die Eisblumen verstellten den Blick. Draußen war es still, der Nachtsturm hatte sich offenbar gelegt.

Sachar entriegelte die Tür. Rot vor Frost stürzte der bucklige Buchführer in die Diele.

»Ist der Engel bei dir?«, fragte er noch einmal, nachdem er verschnauft hatte.

»Ja, er ist hier«, antwortete Sachar. »Und was willst du von ihm?«

»Archipka-Stepan liegt im Sterben, er hat mich nach dem Engel geschickt, er will ihn noch einmal sehen.«

»Oh Gott«, entfuhr es Sachar, »wieso stirbt der denn? Ist etwas passiert?«

»Nein«, antwortete der Bucklige. »Er stirbt freiwillig. Aus Wehmut, hat er gesagt.«

Schnell warf sich der Engel den tags zuvor geliehenen Pelz über und trat auf den Hof hinaus. Der Bucklige folgte ihm.

»Ich komme gleich nach«, rief Sachar.

Archipka-Stepan lag, zugedeckt mit mehreren Mänteln und Pelzen, auf einer Pritsche in der hintersten Ecke des Menschenstalls. Es war derselbe Stall, in dem auch der Engel wohnte. Um ihn herum saßen und hockten die Siedler, schwiegen und schauten Archipka ein ums andere Mal bekümmert an.

Der Engel trat schüchtern näher, stellte sich ans Kopfende und fing den trüben, aber freudigen Blick des Sterbenden auf.

»Da bist du also«, sagte Archipka-Stepan leise. »Setz dich hier hin.«

Der Engel nahm auf der Schlafbank Platz.

»Hast du gehört? Ich will sterben«, sagte Archipka-Stepan mit schwacher Stimme.

»Warum?«, fragte der Engel.

»Ach, alles ist öde. Mein Leben hat keinen Sinn«, gestand Archipka-Stepan. »Ich hab so viele Jahre auf dem Buckel, jetzt reicht's! Was ich dich fragen wollte: Wie ist es denn da so, im Paradies?«

»Schön ist es da«, flüsterte der Engel. »Warm. Es gibt helles Mischbrot, das schmeckt wunderbar.«

Archipka-Stepan leckte sich seine rissigen Lippen.

»Komm ich denn ins Paradies?«

Der Engel dachte nach. Eigentlich müsste Archipka ins Paradies kommen, er hatte schließlich niemandem etwas zuleide getan, im Gegenteil: Er hatte die Menschen, die sich nach einem besseren Leben sehnten, persönlich hierhergeführt und hatte dieses neue Leben mit ihnen aufgebaut. Mit der Zeit war er allerdings schwermütig geworden und hatte eigentlich nichts mehr angepackt, sondern nur noch auf seiner Pritsche gelegen oder im Sommer im Gras gesessen und Trübsal geblasen.

»Also was ist, komm ich rein?«, wiederholte Archipka-Stepan seine Frage.

»Wahrscheinlich schon«, sagte der Engel und nickte.

Archipka-Stepan lächelte. Sein Gesicht war bläulich-gelb, das Lächeln spannte die vor Schwermut rissige Haut. Der Engel erschrak, als er Archipka-Stepan ansah, er fürchtete, die Haut würde der Spannung nicht standhalten und aufplatzen.

»Willst du vielleicht ein bisschen Milch?«, fragte eine Bäuerin wimmernd und beugte sich über den Sterbenden.

Archipka-Stepan schüttelte den Kopf, dann schloss er die Augen.

Gegen Abend starb er tatsächlich. Aus dem zweiten Menschenstall kamen die Leute herbei, um in Stille Abschied zu nehmen. Sie schwiegen. In den Ecken schluchzten leise die Weiber und hielten sich die Münder zu, damit ihr Schmerz nicht nach außen drang.

Der bucklige Buchführer ging zu seiner Schlafbank und holte das dicke Inventarbuch und einen Stift unter der Matratze hervor. Er musste lange blättern, bis er das Einwohnerverzeichnis des Neuen Gelobten Landes fand. Er suchte Archipka-Stepan und strich seinen Namen sauber durch. Dann blätterte er weiter und schrieb auf einer neuen Seite mit großen runden Buchstaben Totenverzeichnis des Neuen Gelobten Landes, darunter setzte er eine dicke Eins und trug unter dieser Eins Archipka-Stepan ein, woraufhin er das Buch zuklappte und es wieder unter seiner Matratze verstaute.

Die ganze Nacht hindurch lag der Tote auf seiner Pritsche, am nächsten Morgen hielt der bucklige

Buchführer eine Versammlung ab, auf der beschlossen wurde, Archipka-Stepan im Frühjahr zu beerdigen und ihn bis dahin draußen aufzubewahren, wo ihn der Frost einstweilen konservieren würde. Gegen Ende der Versammlung bat der Buchführer Demid Polubotkin, an der Pritsche des Verstorbenen ein getragenes Volkslied zu singen. Demid wollte sich zwar weigern, traute sich aber nicht. Er war gleichfalls traurig und schwermütig. Und so stimmte er Unsterbliche Opfer an.

Sogleich erhoben sich alle und neigten die Köpfe. Auch der Engel erhob sich. Er schaute sich um und sein Blick fiel auf den Sohn des Buchführers, Buckelchen Wasja, der sich an seinen Vater geschmiegt hatte. Der Engel suchte Wasjas Mutter, doch er entdeckte sie nirgends, konnte sich auch nur noch vage, vielleicht überhaupt nicht mehr an ihr Gesicht erinnern.

Nach dem Lied wurde Archipka-Stepan hinausgetragen und bei der Winterküche abgelegt, zwischen der Wand und dem Hackklotz, auf dem Holz und manchmal auch Fleisch gehackt wurde.

Die Luft war eiskalt und klar, am Horizont zog dunkel der nächste Schneesturm auf.

Kapitel 3

Die Bürotür des Gefängnisdirektors flog auf, Jurez kam ohne anzuklopfen herein. Er trat an den Tisch und nickte im Vorübergehen Wolodja, Krutschonyjs kleinem Sohn, zu. Jurez setzte sich auf einen Hocker, der am Boden festgenagelt war.

Krutschonyj blickte ihn erwartungsvoll an.

»Und, Bürger Jurezkij«, brach der Gefängnisdirektor schließlich das Schweigen, ehe Jurez auf seinen fragenden Blick antworten konnte. »Haben Sie Neuigkeiten für mich?«

»Selbstverständlich«, sagte Jurez mit einem listigen Lächeln. »Aber das kostet ...«

Krutschonyj bückte sich und holte aus dem untersten Fach seines Schreibtischs eine Wurst und mehrere Päckchen Zigaretten hervor. Legte alles auf den Tisch, sah den Häftling Jurezkij an, konnte aber zu seiner Verwunderung auf dessen Gesicht keine Freude entdecken. Verdutzt kniff Krutschonyj die Augen zusammen.

»Was ist, reicht Ihnen das nicht?«, fragte er.

»Nein«, antwortete Jurez gelassen.

»Was wollen Sie denn?«

Jurez machte absichtlich eine Pause von anderthalb, zwei Minuten. Dann seufzte er tief.

»Bürger Direktor«, sagte er, »ich riskiere doch Kopf und Kragen, wenn ich Ihnen das alles erzähle, und Sie lassen mich in dieser Viererzelle sitzen!«

»Aber Sie haben schon sechstausend Rubel angespart, ist das etwa nichts?«

»Und was habe ich davon, wenn ich hopsgehe?«, fragte Jurez zu Recht.

»Was wollen Sie denn dann?«

»Dass Sie den Künstler kaltmachen.«

»Den Künstler? Den mit dem Papagei?«

»Ja, den.«

»Was zum Teufel hast du denn gegen den?« Krutschonyj konnte seine Verwunderung nicht verbergen.

Jurez schielte auf den Jungen, der in der Ecke an einem Tisch saß.

»Keine Angst, der hält die Klappe«, sagte der Gefängnisdirektor.

»Na ja, also«, sagte Jurez bereits weniger forsch, »also wenn der weg wäre, könnte ich in seine Zelle umziehen ... Und dann könnte ich mit dem Papagei ... So habe ich mir das gedacht ...«

»Und was hast du für Neuigkeiten?«

»Vorbereitung auf einen Gruppenausbruch.« Jurez lächelte, er wusste, was diese Information wert war.

Krutschonyj starrte gedankenverloren auf die Wurst, die auf dem Tisch lag. Angewidert schob er sie zurück in die Schublade. Jurez, der Angst hatte, der Direktor könnte mit den Zigaretten ebenso verfahren, griff sich die Päckchen und verteilte sie in seiner Wattejacke.

»Dieser Künstler wird irgendwie vom ZK protegert. Da ist mal ein Brief gekommen, dass wir seine

Haftbedingungen verbessern sollen ... Also kaltmachen können wir den nicht.«

»Und wenn man ihn in ein anderes Lager oder ein anderes Gefängnis bringt?«, schlug Jurez vor.

»Ist nicht so einfach«, antwortete Krutschonyj. »Dafür brauchen wir einen Grund, und die Verwaltung muss auch mitspielen.«

»Lass ihn doch frei, Papa!«, kam es aus der Zimmerecke, Krutschonyj und Jurez drehten sich ruckartig zu dem Jungen um.

»Wenn du dich noch mal einmischst, ist dein Platz ab sofort nicht mehr hier, sondern zu Hause!«, blaffte der Vater drohend.

Jurez kam ins Grübeln.

»Vielleicht könnte man ihn rausschmeißen und den Papagei hierbehalten?«

»Bist du verrückt? Rausschmeißen? Wie stellst du dir das vor?«

»Na, zum Beispiel wegen ausgezeichneter Führung vorzeitig entlassen«, sagte Jurez. »Ich hab hier einen Fluchtversuch von dreizehn Mann ...«, fügte er hinzu und tippte sich mit dem Zeigefinger an die Schläfe. »Überleg's dir, Direktor! Wenn die dir entwischen, bist du selbst dran!«

Krutschonyj dachte nach. Lange und gründlich. Ein gelungener Fluchtversuch wäre in der Tat das Ende seiner Karriere, ein verhindertes Ausbruch hingegen brachte

vielleicht eine Beförderung, zumindest aber eine Auszeichnung ...

»Wenn's wegen ausgezeichnete Führung nicht geht, dann entlass ihn doch wegen schlechter Gesundheit, wenn das sogar schon vom ZK gekommen ist«, sagte Jurez.

»Wegen schlechter Gesundheit, da bleibt hier keiner übrig!«, brummte der Direktor.

»Ach? Und was ist mit dir?«, piesackte ihn Jurez.

Krutschonyj schwieg.

»Gut«, sagte er schließlich, »ich überleg's mir.«

Dann holte er ein Blatt Papier und einen Stift heraus und legte beides vor Jurez hin.

»Los, schreib über den Fluchtversuch«, sagte er.

»Wenn du's dir überlegt hast, schreibe ich!«, verkündete Jurez entschlossen. »Ich bin doch kein Schriftsteller, dass ich einfach so drauflos schreibe«, weigerte er sich, der im Gefängnis schon fast verlernt hatte, wie man schrieb.

»Ach, zum Teufel mit dir«, rief Krutschonyj verärgert.

»Los, hau ab, mach einen kleinen Gang durchs Gefängnis und komm in einer halben Stunde wieder!«

Munteren Schrittes mit einem Lied auf den Lippen verließ Jurez das Büro des Direktors.

Noch am selben Tag kam der Gefängnisarzt zu Mark und Kusma in die Zelle. Ein kleiner, grauhaariger, älterer Mann in einem geflickten weißen Kittel.

»Guten Tag«, sprach er Mark an, »na, was haben Sie denn für Beschwerden?«

Mark war völlig perplex, diese Frage hatte er am allerwenigsten erwartet. Dann bekam er Panik, dass die kostbare Zeit, die ihm für seine Antwort zur Verfügung stand, ungenutzt verstreichen könnte, also setzte er sich auf seine Pritsche und zählte dem Arzt seine sämtlichen gesundheitlichen Beschwerden auf. Ausführlich erzählte er von seinem Lungensplitter, von den fünf Jahren, in denen er eine schwarze Augenbinde tragen musste, und von seinem lahmen Bein, in dem bei feuchtem Wetter der Schmerz wühlte.

Der Alte nickte und notierte etwas in einem dicken blauen Heft.

»Ist das alles?«, fragte er Mark, als dieser geendet hatte.

»Ja«, antwortete der Künstler schwer atmend, »reicht das denn nicht?«

»Ganz im Gegenteil! Das ist eigentlich viel zu viel«, sagte der Arzt. »Wie halten Sie das nur aus? Ist Ihr Vogel auch krank?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Mark. »Der Gefängnisdirektor hat mir ein Stück Stoff versprochen, da werde ich Kusma für den Winter etwas nähen ...«

»Aha«, sagte der Arzt mit einem verständnisvollen Nicken. »Na, dann gestatten Sie, dass ich mich zurückziehe.«

Der Anstaltsarzt entfernte sich übertrieben höflich, ließ leise die Tür einschnappen und verriegelte sie.

Genau eine halbe Stunde später schaute Jurez vorbei. Seine Augen strahlten. Er trat an die Liege und lachte

übers ganze Gesicht. Warf Kusma einen wohlwollenden Blick zu. Musterte Mark und sagte:

»Hör mal, Künstler, sieht ganz so aus, als würdest du bald rauskommen ... wegen deiner Gesundheit ...«

»Was?«, platzte Mark heraus. »Wie, wann? Bald?«

»Mach langsam, sonst kriegst du vor lauter Freude noch einen Herzschlag!«, versuchte Jurez Mark zu beruhigen. »Vielleicht stimmt's auch gar nicht ... Ich hab's nur so mit halbem Ohr gehört, als ich am Büro vom Direktor vorbeigekommen bin ...«

»Danke, Jurez! Danke«, schluchzte Mark.

Seine Hände zitterten.

Jurez warf einen Blick auf den Bücherstapel, der vor der Liege aufgeschichtet war.

»Und bring bloß die Bücher zurück, bevor sie dich rauslassen, manche vergessen das vor lauter Freude. Und kaum dass sie draußen sind, müssen sie noch mal für drei Jahre in den Knast, weil sie Bücher geklaut haben.«

Erschrocken sah Mark die Bücher an. Und nickte.

»Gleich ... Ich warte nur kurz auf den Aufseher und ...«

»Das war ein Witz, Mann!«, sagte Jurez und lachte los.

»Mach's gut, ich hab noch was vor, Knysch aus der 45 hat Geburtstag.«

Die Tür ging wieder zu und der Riegel schob sich in die gusseiserne Nut.

Mark stapelte seine Bücher sorgfältig und legte sie aufs Bett. Dann setzte er sich daneben, rieb sich die Hände und

dachte an die Freiheit. Und dass sie genau zum rechten Zeitpunkt kam. Sommer, Wärme, Vogelgezwitscher.

Die angenehmen Gedanken machten Mark Appetit, und um den Hunger zu stillen, wickelte er ein Stück ehrlich erarbeiteten Specks aus, führte es zum Mund und schlug die Zähne hinein. Biss ein Stück ab, kaute und sah plötzlich direkt neben der Bissstelle Blutspritzer. Wieder Zahnfleischbluten, dachte er, aber er nahm es nicht weiter tragisch.

Kapitel 4

Klaras Brief war auf März datiert.

Banow öffnete den Umschlag nicht sofort. Er dachte an den Frühling. Schaute sich um.

Der Kremlträumer Ekwa-Pyris saß auch hier, am ewigen Feuer. Saß da und bewegte lautlos die Lippen. Er war heute ganz niedergeschlagen, denn zum ersten Mal seit Monaten war weder ein Päckchen noch ein Paket für ihn gekommen.

Der Frühling hatte auch auf den Kremlwiesen Einzug gehalten. Hier und da schaute die Erde durch den Schnee. Auf dem immer schneefreien Ring um das Feuer spross frisches Grün.

Banow seufzte und öffnete den Umschlag.

Die vertraute kleine Schrift flimmerte vor seinen Augen, Banow atmete erleichtert auf. Er hatte zwar noch nicht mit der Lektüre des Briefes begonnen, aber etwas sagte ihm, dass Klara alles verstanden hatte, und obwohl der Brief wie immer mit den Worten Sehr geehrter Ekwa-Pyris begann, war er doch eigentlich an ihn gerichtet.

Sehr geehrter Ekwa-Pyris!, las Banow, vielen Dank für Ihren Brief. Ich freue mich sehr, dass es Ihnen gut geht, dass Sie wohlauf sind und neue wissenschaftliche Arbeiten in Angriff nehmen wollen. Ich habe viel über Sie und Ihre Artikel nachgedacht. Ich bin in die Schule in der Dajew-Gasse gegangen. Darüber werde ich Ihnen später noch ausführlicher berichten. Vor einigen Monaten habe ich eine

schwere Zeit durchgemacht. Mehrmals sind die Miliz und andere Leute zu mir in die Wohnung gekommen. Sie haben meinen Freund, den Schuldirektor, gesucht. Ihren Behauptungen zufolge soll er ein Flugzeug nach Tuschino entführt haben und ins Ausland geflohen sein. Sie haben eine Hausdurchsuchung gemacht, seine ganzen Bücher und Papiere beschlagnahmt, dann sind sie noch einmal wiedergekommen und haben gefragt, ob vielleicht Briefe oder Informationen von ihm gekommen seien. Kurz darauf hat mich eine weitere traurige Nachricht aus Jakutsk erreicht. Dieses Schreiben lege ich dem Brief bei. Ich denke, Sie werden meine Gefühle verstehen.

An den Tagen, an denen es mir schwer ums Herz ist, nehme ich Ihre Bücher zur Hand, und wenn ich sie lese, gewinne ich Abstand und vergesse alle meine Sorgen und Ängste.

Bitte schreiben Sie mir

Hochachtungsvoll, Klara Roid

»Alles klar«, flüsterte Banow erfreut.

Er schaute sogleich in den Umschlag und suchte das im Brief erwähnte Schreiben.

Fand ein graues Quadrat mit einem maschinengeschriebenen Text. Ungefähr so groß wie eine Postkarte.

Er nahm es in die Hand.

Sehr geehrte Genossin Roid. Wir möchten Sie davon in Kenntnis setzen, dass Ihr Sohn Robert Roid bei einer Übung der Suworow-Schüler die Trainingsalpen überquert

hat und dabei tragisch ums Leben gekommen ist. Er wurde auf dem Spezialfriedhof Nummer 159 im Gebiet Jakutsk beigesetzt. Weitere Unterlagen zum tragisch verunglückten R. Roid fertigen Sie bitte im 9. Wehrkommando der Stadt Moskau unter Vorlage dieses Schreibens aus.

Banows Freude verkehrte sich augenblicklich in Kälte, er ließ die graue »Ansichtskarte« auf die Knie sinken, schloss das oberste Häkchen an seinem Mantel und klappte den Kragen hoch, obwohl weder Wind wehte noch Schnee fiel und der Tag sonnig zu werden versprach.

„Robert ist tot“, dachte er, und ein Zittern überkam ihn. „Arme Klara.“

Sein Blick fiel auf das Lagerfeuer, das der alte Mann nun schon seit vielen Jahren in Gang hielt.

„Die ewige Flamme“, dachte Banow. „Die ewige Flamme als Gedenken an Robert ...“

»Und, was steht da in den Briefen?«, ertönte die Stimme des Kremlträumers. »Was Interessantes?«

Banow drehte sich zu dem Alten um. Der frühere Schuldirektor hatte Tränen in den Augen.

Der Kremlträumer registrierte die Verfassung seines Sekretärs, richtete sich auf, streckte seinen kurzen Arm aus und ließ sich Klaras Brief geben.

Er rückte näher ans Feuer und bewegte beim Lesen lautlos die Lippen.

Banow folgte dem Alten mit teilnahmslosem Blick.

Das Gesicht des Kremlträumers spiegelte zunächst lebhaftes Interesse, doch nach und nach wandelte sich das